

Geschlechterforschung

Maja S. Maier

## Paaridentitäten

Zur narrativen Konstruktion von  
Paarsein aus heteronormativitäts-  
kritischer Perspektive

2. Auflage

**BELTZ** JUVENTA

Leseprobe aus Maier, Paaridentitäten,  
ISBN 978-3-7799-7194-8 © 2022 Beltz Juventa  
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7194-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7194-8)

# Inhalt

Vorwort zur 2. Auflage	9
Einleitung	19
1 Homosexuelle und heterosexuelle Paarbeziehungen erforschen	25
1.1 Ausgangspunkte der Vergleichsstudie	25
Die normative Perspektive deutschsprachiger Paar- und Familienforschung	27
Perspektivenöffnung unter Berücksichtigung der „Queer Theory“	32
Paaridentität als zentrales Merkmal einer Paarbeziehung	36
Paaridentität im Alltag	42
1.2 Narrative Paaridentität als Forschungsgegenstand	50
Paaridentität als theoretisches Konzept	51
Das Interview als methodischer Zugang zur Analyse von Paaridentität	63
Die temporale und soziale Dimension von narrativer Paaridentität	68
1.3 Methodische Vorgehensweise	71
Auswahl und Rekrutierung der Paare	71
Durchführung der Interviews	73
Auswertung des Materials	77
2 Fünf Typen narrativer Paaridentität	82
2.1 Paarsein als biografische Selbstverständlichkeit	82
Die temporale Dimension: „Also für mich war das von Anfang an klar, dass ich wusste ‚Ja – das stimmt‘.“ (Kerstin Hagen)	82
Die soziale Dimension: „Du hast Zeiten, da lebst du nebeneinander und du hast Zeiten, da lebst du miteinander. Und das ist normal so.“ (Juliane König)	95
Zusammenfassung	111
2.2 Paarsein als Vertrauensbeziehung	117
Die temporale Dimension: „Es war ein unheimlich langer, behutsamer, aber ganz toller Annäherungsprozess.“ (Simone Findeisen)	117

	Die soziale Dimension: „Jede von uns hat von der anderen schon sehr viel Unterstützung gekriegt und das hat uns auch bestärkt.“ (Uta Dold)	129
	Zusammenfassung	146
2.3	Paarsein als pragmatische Festlegung	151
	Die temporale Dimension: „Da hab’ ich gesagt: ‚Warum entscheidest du dich jetzt nich?’“ (Philipp Kraft)	151
	Die soziale Dimension: „Es gibt niemanden, wo ich was holen könnte, was ich nich’ och bei meinem Mann hab’.“ (Anke Franke)	161
	Zusammenfassung	174
2.4	Paarsein als Ambivalenz	180
	Die temporale Dimension: „Ich dachte so, warum soll ich mein Leben mit ihm planen, wenn er sowieso immer meint, dass es nicht funktionieren kann?“ (Diego Rossa)	181
	Die soziale Dimension: „Aber im Prinzip gab’s immer dieses Ungewisse, dass ich eigentlich nie wusste, ob das jetzt die richtige Entscheidung war.“ (Iris Manner)	193
	Zusammenfassung	204
2.5	Paarsein als interaktive Exklusivitätserzeugung	209
	Die temporale Dimension: „Was will die denn von mir? Und bloß weil wir guten Sex haben und uns gut unterhalten?“ (Alexandra Radtke)	209
	Die soziale Dimension: „Wir sagen, was wir denken, und auch ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen.“ (Theo Marotti)	222
	Zusammenfassung	237
3	Paaridentität – eine neue Perspektive für die sozialwissenschaftliche Paarforschung?	242
3.1	Zur Reichweite der Typologie	243
3.2	Paaridentitäten als Formen der Reduktion von Komplexität	250
3.3	Die Institutionalisierung homosexueller Paarbeziehungen	254
	Fehlende institutionelle Qualität der eingetragenen Lebenspartnerschaft	254
	Distanzierung von den Reaktionen des familiären Umfeldes	258
	Sexualität als legitimes Thema von Beziehungserzählungen	262
	Individualisierung der Familiengründung	265
	Fazit	268

3.4	Narrative Paaridentität und Geschlechterdifferenz	269
	Geschlechterdifferenz bei heterosexuellen Paarbeziehungen	270
	Geschlechterdifferenz bei schwulen und lesbischen Paarbeziehungen	273
	Zur Entkopplung von geschlechtlicher und sexueller Identität	276
	Literatur	280

## Vorwort zur 2. Auflage

Die Interviews mit heterosexuellen, lesbischen und schwulen Paaren, die der vorliegenden qualitativen Studie zugrunde liegen, wurden zwischen 2001 und 2003 geführt – zu einer Zeit, in der die soziologische Forschung zur veränderten Bedeutung von Liebe, Ehe und Elternschaft zwar bereits fast zwanzig Jahre zurückreichte, die Paar- bzw. Zweierbeziehung als eigenständiger Forschungsgegenstand jedoch erst allmählich ausgeleuchtet wurde. Auch die Entwicklung von geeigneten forschungsmethodologischen Zugängen und methodischen Vorgehensweisen zur Erforschung von Paarbeziehungen befand sich noch in ihren Anfängen. Und: last, but not least waren gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen zu dieser Zeit, wenn überhaupt, nur randständig Thema im deutschsprachigen wissenschaftlichen Diskurs.

*Was leistete nun die vorliegende Studie, die hier in zweiter Auflage erscheint, in dieser forschungshistorischen Situation? Und angesichts ihrer Wiederauflage: Welche Bedeutung kommt ihr aus heutiger Perspektive, also nach knapp zwanzig Jahren, zu?*

Diesen beiden Fragen wird im Folgenden nachgegangen: In der Rückschau soll dabei einerseits skizziert werden, inwiefern die qualitativen Befunde der Studie über ihre zeitlich situierte Aussagekraft hinaus Bedeutung erlangen; andererseits soll in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Historizität qualitativer Studien und ihren zwangsläufig an die zeitaktuellen gesellschaftlichen Normative und Rahmenbedingungen gebundenen und dadurch immer schon begrenzten Perspektivierungen ein Reflexionshorizont aufgespannt werden, der es ermöglicht, die – fraglos notwendige – empirische Beschreibung des kulturellen Wandels privater Lebensformen noch stärker mit grundlagentheoretisch ausgerichteten Erkenntnissen zu Vergemeinschaftung, Intimität und individueller Identität zu verbinden. Ein Desiderat, das es gerade angesichts einer beschleunigten gesellschaftlichen Entwicklung, dynamisierten gesellschaftlichen Kontroversen über Normative, Identitäten und Lebensformen sowie einer damit immer schon verwobenen – und zudem eigenen Logiken ausgesetzten – Forschungspraxis besonders dringlich zu bearbeiten gilt.

### **Paarbeziehungen heteronormativitätskritisch erforschen**

Vor dem knapp skizzierten forschungshistorischen Hintergrund wagte die vorliegende Studie zu *Paaridentitäten* seinerzeit eine heteronormativitätskritische Neujustierung der wissenschaftlichen Perspektive auf Paarbeziehungen: Das vergleichend angelegte Forschungsdesign bezieht homosexuelle Paare *systematisch*

und damit *in grundlagentheoretischer Absicht* in die (familien-)soziologische Erforschung privater Lebensformen ein, sodass der gesellschaftliche Wandel in seiner Vielschichtigkeit empirisch überhaupt erst sichtbar werden kann. Mit dem Fokus auf das *doing couple*, bei dem die gleichgeschlechtliche resp. homosexuelle Paargemeinschaft, also das *Paarsein* selbst, ins Zentrum des Forschungsinteresses gerückt wird, weist das Forschungsdesign zum anderen über die Individuumszentrierte Perspektive der bis dato vorliegenden Studien zu Homosexualität hinaus. Gleichwohl die frühen wie aktuellen Arbeiten zur Besonderheit lesbischer, schwuler und queerer Lebensweisen, Begehrensformen, Diskriminierungserfahrungen etc. selbstredend ihren eigenen Wert haben, war es ausdrückliche Intention der Studie, die vergleichende Perspektive so zu konturieren, dass mit der Wahl des *tertium comparationis* konzeptionell gerade *nicht* die Besonderheit des homosexuellen resp. gleichgeschlechtlichen Paarseins herausgestellt wird. Erst im Zuge einer Zusammenführung von unterschiedlichen theoretischen Perspektiven mit forschungsmethodologischen Überlegungen ist es gelungen, Vorannahmen zur Bedeutung von Geschlecht und Sexualität zu suspendieren und der Reifizierung von Geschlecht und Sexualität durch die Anlage der Studie und damit durch den Forschungsprozess selbst entgegenzuwirken.

Notwendig erschien eine solche kritische Reflexion der kulturell und strukturell verankerten Zweigeschlechtlichkeit und ihrer heteronormativen Grundlagen auf der Ebene des Forschungsdesigns zu Beginn des 21. Jahrhunderts vor allem deshalb, weil die Paarbeziehung als Gegenstand im deutschsprachigen Raum im Rahmen der soziologischen *Familienforschung* verortet war, die ihrerseits zu diesem Zeitpunkt kaum Impulse aus der Frauen- und Geschlechtersoziologie aufgenommen hatte (erstmalig systematisch bearbeitet von Helfferich 2017). Folgerichtig wurde Geschlecht in der Paarforschung im Kontext von Heterosexualität analysiert und Homosexualität unter der Perspektive der Abweichung betrachtet. Dementsprechend wurden zu diesem Zeitpunkt primär vor dem Hintergrund der normativen Folie der bürgerlichen Kleinfamilie erste Differenzierungen der unterschiedlichen Ebenen, Dimensionen und Formen von Familie vorgelegt – beispielsweise in Peuckerts mittlerweile als Standardwerk zu bezeichnendem Titel *Familienformen im sozialen Wandel* (Erstaufgabe 1991; neunte und letzte Auflage 2019). Gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen kommen dort zwar vor; die vormals etablierte disziplinäre Trennung von Familienforschung und Sexualitätsforschung scheint insofern aufgeweicht. Bei näherer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass sich die heteronormativ strukturierten Bedeutungen von Geschlecht und Sexualität weiterhin fortschreiben: So finden sich gleichgeschlechtliche Paargemeinschaften bei Peuckert anfangs noch unter dem Kapitel „Bedeutungsrückgang des Prinzips der exklusiven Monogamie“ (1991),<sup>1</sup>

---

1 Dass dies nicht nur aus rein normativen, sondern auch rechtlichen Hintergründen resul-

seit 1999 werden sie neben „sexuell nichtexklusiven Partnerschaften/Ehen“ unter der Überschrift „Partnerschaft und Sexualität“ aber nach wie vor unter der Perspektive sexueller Abweichung abgehandelt.

### **Quantitative Paarforschung und die Erweiterung kategorialer Unterscheidungen**

Die Veränderung des familiensoziologischen Paradigmas weg von *der* Familie hin zu Familien- bzw. *Lebensformen* schlägt sich zunehmend auch in der amtlichen Erfassung von Sozialdaten und der Sozialstatistik nieder. So wurde im Mikrozensus nach Einführung des Konzepts der Lebensformen 1996 erstmalig, aber noch auf freiwilliger Basis, nach gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften gefragt (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung o. J.). In größerem Umfang wurden gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen dann erstmals in ministerialen Auftragsstudien erforscht, die im Vorfeld potenzieller rechtlicher Neuerungen (v. a. eingetragene Lebenspartnerschaft) auf Basis empirischer Forschung vor allem deren Legitimität zu prüfen und herzustellen hatte (hier vor allem: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg). Das Ergebnis war schließlich wenig überraschend: Da auch homosexuelle Frauen und Männer in länger andauernden Zweierbeziehungen leben, schien es gerechtfertigt, ein rechtliches Institut zu installieren, was schließlich zum 1. August 2001 in einer ersten Fassung mit der Möglichkeit der rechtsgültigen Eintragung einer gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft auch geschah. Allerdings finden sich erst nach der Überführung der eingetragenen Lebenspartnerschaft in das Recht auf Eheschließung im Jahr 2017 auch aussagekräftige Daten zu gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen, die in einem Haushalt leben und/oder Kinder haben (vgl. Statistisches Bundesamt et al. 2021). Mittlerweile wird im Kontext des Sozio-Ökonomischen Panels (SOEP) versucht, die vorliegende Dateninfrastruktur zu erweitern und, wo nötig, werden zusätzliche Befragungen im LGBTIQ-Spektrum durchgeführt (vgl. <https://www.diw.de>).<sup>2</sup> Der soziologische Familienbegriff, der

---

tiert, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass erst mit der vollständigen Abschaffung des § 175 in Deutschland 1994 (in der DDR schon 1988) die Bedingungen für Homo- und Heterosexualität gleichgestellt wurden. Die erste Stufe der Entkriminalisierung von Homosexualität führte in der BRD 1969 und in der DDR 1968 noch zu gesonderten Jugendschutzverordnungen.

- 2 Erst 2021 war zum Beispiel die Dateninfrastruktur des SOEP abschließend um eine Stichprobe von Lesben, Schwulen und Bisexuellen ergänzt worden (vgl. [https://www.diw.de/de/diw\\_01.c.598451.de/projekte/ergaenzung\\_der\\_dateninfrastruktur\\_des\\_soep\\_um\\_eine\\_stichprobe\\_von\\_lesben\\_schwulen\\_und\\_bisexuellen\\_soep-lgb.html](https://www.diw.de/de/diw_01.c.598451.de/projekte/ergaenzung_der_dateninfrastruktur_des_soep_um_eine_stichprobe_von_lesben_schwulen_und_bisexuellen_soep-lgb.html)). Seit 2020 bestehen Bemühungen, entsprechende Datenquellen zur Forschung zu LGBTIQ im SOEP miteinander zu verknüpfen und um weitere gezielte Befragungen zu ergänzen (vgl. [https://www.diw.de/de/diw\\_01.c.806209.de/projekte/geschlechter\\_und\\_sexuelle\\_diversitaet\\_im\\_fokus\\_teilhabe\\_und\\_vielfalt\\_der\\_lebensformen\\_soep-gesmin.html](https://www.diw.de/de/diw_01.c.806209.de/projekte/geschlechter_und_sexuelle_diversitaet_im_fokus_teilhabe_und_vielfalt_der_lebensformen_soep-gesmin.html)).

sich infolge der theoretischen Orientierung an Parsons' idealtypischem Modell der Kernfamilie lange Zeit entlang der Merkmale der Geschlechter- und Generationendifferenz, und damit an Abstammung, Familienstand und Haushalt definierte, hat sich also auch in der kategorial operierenden Statistik an die empirische Wirklichkeit ausdifferenzierter familiärer Lebensformen angepasst. In Bezug auf gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen lässt sich diese Entwicklung der Sozialstatistik als zunehmende Integration bewerten, die auf der Erweiterung der kategorialen Unterscheidungen beruht und folglich die Bedeutung der Geschlechterkonstellation für das Paarsein nivelliert.

### Qualitative Paarstudien und die Frage nach Differenz und Gleichheit

Der Frage nach der Bedeutung der Geschlechterkonstellation wurde in der ungleichheitstheoretisch verankerten qualitativen Paar- und Familienforschung naturgemäß anders akzentuiert nachgegangen. Es dominierten lebensphasenspezifische, oder im Anschluss an Bourdieu milieubezogene bzw. ost-/westvergleichend angelegte Studien, die immer auch im kulturellen Wandel der Geschlechterrollen, der veränderten Arbeitsteilungen und Familienbeziehungen kontextuiert waren. Die Forschung zu *Paaren* richtete sich dabei insbesondere auf den Wandel und die Stabilität von gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und Paarbeziehungen, und dabei vor allem auf die Bedeutung von Geschlecht, die im Rückgriff auf Einzel- und Paarinterviews entlang der Perspektive der Beteiligten rekonstruiert wurde – in der Regel im Kontrast zu traditionellen Geschlechterleitbildern.<sup>3</sup> Eine einschlägige Erkenntnis dieser Zeit lässt sich mit den Begriffen der „rhetorischen Modernisierung“ der Geschlechterbeziehungen (Wetterer 2003) und der damit verbundenen „Illusion der Emanzipation“ in Paarbeziehungen (Koppetsch/Burkart 1999) umreißen. Besagt ist damit, dass die nach wie vor bestehende Ungleichheit zwischen Frauen und Männern aus dem alltäglichen Differenzwissen verschwindet. Geschlecht zeigt sich also nach wie vor als ungleichheitsrelevant, aber diese Ungleichheit ist infolge sich gesamtgesellschaftlich durchsetzender Individualisierungsprozesse, die mit einer Überbetonung der Handlungsmacht der Subjekte einhergehen, um die Jahrtausendwende kaum mehr zu thematisieren. In diesen intensiven Auseinandersetzungen mit der Diskrepanz zwischen Diskurs und Alltagspraxis und den Kontroversen dazu, ob nun von Geschlechtergleichheit oder nach wie vor von Ungleichheit die

---

3 Nur am Rande sei hier erwähnt, dass daneben eine strukturtheoretisch fundierte qualitative Paar- und Familienforschung existiert, die angesichts des kulturellen und gesellschaftlichen Wandels gleichbleibend auf die Wirkmächtigkeit der Triade verweist und die (eheliche) heterosexuelle Paarbeziehung als Zentrum der Familie verteidigt. Gleichgeschlechtliche Familienkonstellationen werden in diesem Kontext dementsprechend entweder nicht zum Thema, oder sie werden beispielsweise bei einer durch anonyme Samenspende realisierten Elternschaft, als potentiell das Kindeswohl gefährdend rekonstruiert (vgl. Funcke 2020).

Rede sein sollte, erschien es nur folgerichtig, gleichgeschlechtliche Paare als Kontrastfolie heranzuziehen: Je nach Theorieperspektive konnte am Datenmaterial der ins Sample aufgenommenen einzelnen schwulen oder lesbischen Paare gezeigt werden, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen ‚ganz anders‘ oder ‚genau gleich‘ sind. Ob die hierarchische Geschlechterdifferenz, zum Beispiel in der Arbeitsteilung, auch die gleichgeschlechtliche Konstellation strukturiert oder ob diese – im Gegenteil – die hierarchische Differenzierung von Rollen verhindert, oder ob in lesbischen und schwulen Paarbeziehungen ‚weibliche‘ bzw. ‚männliche‘ Leitvorstellungen kumulieren – Interpretationsrahmen und Befundgenerierung schienen bereits durch die heteronormative Perspektivierung von Paarbeziehungen abgesteckt zu sein. So gab es bis zum erstmaligen Erscheinen der vorliegenden Arbeit keine vergleichend angelegte Studie, in die gleichgeschlechtliche Paare systematisch einbezogen wurden – und meines Wissens nach gibt es auch bis heute keine weitere.

### **An der Schnittstelle von Forschung, politischer Bewegung und Community**

Die frühen Studien zu Schwulen und Lesben stützten sich – wie in der Arbeit ausführlich nachgezeichnet wird – auf unterschiedliche Traditionslinien. Im Paradigma der soziologischen Sexualitätsforschung verortete sich die ‚Homosexuellenforschung‘ meist mit Fokus auf männliche Homosexualität. Die Forschung zu Lesben entwickelte sich im Schatten der soziologischen und feministisch fundierten Frauen- und Geschlechterforschung. Vom wissenschaftlichen Mainstream kaum wahrgenommen wurden in den Studien spezifische Aspekte schwulen und lesbischen Lebens wie beispielsweise Sexualitäts- bzw. Beziehungspraktiken, Diskriminierungserfahrungen oder Gewalt in den Blick genommen. Dabei wurde mal an die Frage angeknüpft, wie ein Leben außerhalb normativ verankerter Lebensentwürfe ausgestaltet ist, und mal an Fragen geschlechtlicher Identität. In der Regel standen vor allem forschungspraktisch ‚erreichbare‘ Individuen im Vordergrund; Paarbeziehungen als solche waren kein Thema und Bezugnahmen auf intersektionale Verflechtungen fehlten ebenfalls noch.

Die Forschungslücke zu gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen wurde mit der veränderten historisch-gesellschaftlichen Situation, die im Zuge der zum 1. August 2001 in Kraft getretenen Möglichkeit einer rechtsgültigen Eintragung der gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft entstanden war, deutlicher sichtbar. Anfangs als eine von der Ehe abgegrenzte und rechtlich mit deutlichen Abstrichen versehene Form der Institutionalisierung der Paarbeziehung, damals noch mit dem ambivalenten Begriff der ‚Homo-Ehe‘ bezeichnet, war sie gesamtgesellschaftlich trotz ihrer erfolgreichen Einführung jedoch umstritten.<sup>4</sup>

---

4 Von rechtskonservativen Kreisen wurde und wird Homosexualität allgemein und insbesondere die rechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Beziehungen mit der Ehe mas-

Interessanterweise stieß die Möglichkeit der Eintragung aber auch in der Community nicht nur auf Zustimmung. So wurde in der staatlichen Registrierung die Gefahr gesehen, dass die Daten – je nach politischer Lage – zu staatlicher Kontrolle oder gar zu politischer Verfolgung genutzt werden könnten. Diese Befürchtungen resultierten nicht zuletzt aus der kollektiven Erfahrung der Kriminalisierung und Verfolgung von (männlicher) Homosexualität, die immerhin bis 1994 andauerte. Und selbst wenn die gesellschaftliche Entwicklung auch derzeit weit von einem Rollback entfernt zu sein scheint, ist unter den Bedingungen zunehmender Digitalisierung, Big Data und wachsendem Rechtspopulismus sicherlich auch aus heutiger Sicht gut daran getan, potenziell negative Folgen der staatlichen Registrierung weiterhin im Blick zu behalten. Befürchtet wurde zu Beginn des 21. Jahrhunderts zudem, dass sich die queere Community, deren Existenz auf solidarische Vernetzung angewiesen ist, durch eine derart spezifisch gestaltete gesellschaftliche Integration von eheähnlichen homosexuellen Lebensweisen aufspalten oder gar auflösen könnte.

Nicht zuletzt dominierte auch in Theorie und Forschung zunächst Skepsis: Angetreten, um die heteronormative Strukturierung von (westlichen) Gesellschaften sichtbar zu machen und ihre ungleichheits- und diskriminierungsgenerierenden Effekte zu kritisieren, erschien die Institutionalisierung der eingetragenen Lebenspartnerschaft als ein Instrument der ‚Verbürgerlichung‘ des homosexuellen Paarseins und der Delegitimierung anderer schwuler, lesbischer und queerer Lebensweisen und eben gerade nicht als Garant für einen – wie auch immer definierten – gesellschaftlichen Fortschritt. Im Zuge der Ausdifferenzierung der Frauen- und Geschlechterforschung und den sich entwickelnden Queer Studies wurden schließlich nicht nur die alltäglichen, sondern auch die theoretischen Entwürfe individueller geschlechtlicher und sexueller Identitäten in Bewegung gebracht. Dabei entwickelten sich die wissenschaftstheoretisch begründeten Konzepte von Geschlecht und Sexualität über die etablierten historisch-materialistischen und strukturtheoretischen Ansätze hinaus. Durch die Integration ethnomethodologischer, sozialkonstruktivistischer und schließlich auch poststrukturalistischer Perspektiven wurden und werden nach wie vor in den Gender Studies außerordentlich interessante neue und allgemein relevante Fragen zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft beleuchtet. Die Frage nach dem – vor diesem Horizont fast profan erscheinenden – Leben in der Zweierbeziehung mit seinen identitätsverfestigenden Wirkungen geriet infolgedessen ebenso in den Hintergrund der empirischen Forschung wie die in den 1990er Jahren bereits aufgenommenen feministischen Auseinandersetzungen zu den

---

siv kritisiert und je nach zeithistorischem Kontext als Symbol für den Verlust traditioneller gesellschaftlicher Werte in entsprechende ideologische Diskursfiguren überführt (jüngst u. a. auch von Patriach Kyrill, Vorsteher der Russisch-Orthodoxen Kirche zur Begründung des Angriffs auf die Ukraine; Kathe 2022).

Verflechtungen von (Hetero-)Sexismus und Patriarchat mit Rassismus, Klassismus, Nationalismus und Antisemitismus. Letztere wurden im Zuge postkolonialer Kritik – wenn auch in veränderter Weise – in jüngerer Zeit endlich wieder aufgegriffen.

### **Zur Kontextgebundenheit von Forschungsperspektiven – eine reflexive Positionierung**

Schon vor Erscheinen der Erstauflage dieser Studie war deutlich, dass es bei der bis dato getrennten disziplinären Zuständigkeit für Fragen der sexuellen Orientierung (Sexualforschung) und der biologischen Reproduktion (Familienforschung) auch im deutschsprachigen Raum so nicht bleiben würde: Schließlich waren gleichgeschlechtliche Partnerschaften im Zuge des gesellschaftlichen Wandels als ‚beforschbare Lebensform‘ aus der Unsichtbarkeit gehoben worden.

Wie aber könnte in einem gesellschaftlich kontrovers diskutierten und zugleich wissenschaftlich noch als randständig gerahmtem Feld mit Diskriminierungspotenzial ein wissenschaftlicher Zugang aussehen, dem nicht von vorneherein eine aus Betroffenheit resultierende politisch-normative Perspektive unterstellt und dessen Erkenntnisse angezweifelt oder schlicht ignoriert werden würden? Deutlich gemacht werden musste zwingend, worin der Gewinn eines Einbezugs homosexueller Paare in qualitative Paarstudien liegen könnte; als Fragestellung konkretisiert: *Welche Aspekte von homosexuellen Paarbeziehungen verweisen auf etwas Allgemeines im Paarsein und ermöglichen somit auch eine neue Perspektive auf heterosexuelle bzw. auf Paarbeziehungen an sich?*

Gleichzeitig nötigte sich vor dem Hintergrund der Gefahr von Stereotypisierung und Diskriminierung eine Auseinandersetzung mit der Frage auf, *welche Aspekte von homosexuellen Paarbeziehungen im Rahmen der Studie sichtbar werden könnten und überhaupt sichtbar gemacht werden sollten*. Während Sichtbarkeit sowie das (sich oder andere) Sichtbar-werden-Lassen in den Queer Studies mittlerweile als *state of the art* kritischen Forschens gilt, schien es im forschungshistorischen Kontext des beginnenden Jahrhunderts, in dem die diskursive Aushandlung gesellschaftlicher Normative noch voll im Gang war, noch nicht ausgemacht, ob forschungsbasiert erzeugtes Wissen der gesellschaftlichen Emanzipation marginalisierter Gruppen dienlich sein würde oder ob es nicht – im Gegenteil – als ‚Herrschaftswissen‘ benutzt werden und Stereotypisierung und Diskriminierung sogar noch befördern würde.

Natürlich lassen sich solche grundlegenden Fragen an dieser Stelle weder umfänglich erörtern, noch wissenschaftstheoretisch abschließend beantworten. Die Skizze des gesellschaftspolitischen und forschungshistorischen Hintergrunds der Studie vermag es jedoch zu plausibilisieren, weshalb in besonderer Weise dem Prinzip wissenschaftlicher Neutralität gefolgt, an vorhandene Theorieperspektiven angeknüpft und ausdrücklich auf eine normativ-politische Positionierung

verzichtet wird. Gerade in der qualitativen Forschung zu gesellschaftlich marginalisierten – oder in einer anderen Optik: besonders vulnerablen – Gruppen schien es geboten, die Möglichkeit stereotypisierender Lesarten der Befunde durch den Rückbezug auf das Allgemeine zu begrenzen und zugleich ihre allgemeine Geltung zu präzisieren. Umso entscheidender schien es, das Forschungsdesiderat und die eingenommene Perspektive gerade *nicht* mit den gesellschaftlichen Veränderungen zu begründen, sondern entlang der vorliegenden soziologischen Theoretisierungen von Paarbeziehung und Geschlecht und dem Forschungsstand zu konturieren. Es galt die relevanten Diskursstränge zu identifizieren und zu bündeln, um eine heuristische Perspektive, die sich der Heteronormativitätskritik verpflichtet sieht, zu entfalten. Aus der Zusammenführung soziologischer Theorie- und Forschungstraditionen und Befunden der internationalen Literatur entwickelte sich schließlich ‚narrative Paaridentität‘, verstanden im Sinne eines narrations- und institutionentheoretisch begründeten *doing couple*, als ein geeignetes Konzept, um aus dem Interviewmaterial selbst den tieferen Sinn einer vergleichenden Studie herausarbeiten zu können. Im Zuge der Rekonstruktion von Paaridentität(en) gelang es bei der Datenauswertung somit, weder dem einfachen Vergleich zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paarbeziehungen anheimzufallen, noch durch eine affirmative normative Normalisierung homosexueller Beziehungen deren Besonderheiten zu verschleiern.

Mit der hier wiederaufgelegten Studie konnten – neben der Entwicklung einer Typologie, in der fünf differente narrative Muster des Paarseins rekonstruiert wurden, die sich *nicht* nach Geschlechterkonstellation unterscheiden – mit Hilfe des systematischen Einbezugs von homosexuellen Paaren Erkenntnisse zu den folgenden besonderen Aspekten generiert werden: sie verweisen auf die Möglichkeit einer *offenen Thematisierung von Sexualität und sexueller Exklusivität*, sie veranschaulichen die Tendenz zur *Individualisierung der Familiengründung* und lassen hinsichtlich der Paarpraxis eine *Entkopplung von geschlechtlicher und sexueller Identität* erkennen. Ein cursorischer Blick auf die aktuelle Forschungslandschaft zeigt, dass sich die Relevanz der drei Aspekte mittlerweile in andere Paarstudien eingeschrieben hat. So ermöglicht es die zunehmende Sensibilisierung der Familienforschung für „Komplexe Familienverhältnisse“ (Buschmeyer/Zerle-Elsäßer 2020) auch, die Verhandlungslogik von Geschlechter-, Sexualitäts- und Paarnormen zu beleuchten. Paarnormativitätskritische Arbeiten fokussieren vom Ideal dauerhafter und monogamer Partnerschaft abweichende Familienformen wie Patchwork-Konstellationen, Solo-Mütter, multiple Elternschaft (Bergold et al. 2017) oder Co-Parenting (Wimbauer 2021). Die Studien ermöglichen es, sowohl Problembeschreibungen als auch Normalitätsvorstellungen zu Geschlecht, Sexualität und Familie im wissenschaftlichen und im öffentlichen Diskurs produktiv zu irritieren. Nicht-heterosexuelle Paare werden dabei im Familienkontext und meist in affirmativer Bezugnahme auf die im politischen Kampf

gegen Diskriminierung etablierten Selbstbezeichnungen der ‚Regenbogenfamilien‘ bzw. ‚queeren‘ Familien zum Thema (vgl. z. B. die Beiträge in Peukert et al. 2020 oder auch Dionisius 2021). Bislang ist es meines Erachtens noch nicht abzusehen, welcher Art der Gewinn der empirischen Beschreibung dieser ausdifferenzierten und manchmal auch etwas exotisch anmutenden Lebensformen für grundlagentheoretische Fragestellungen der Familien-, Eltern- und Paarforschung ist. Immerhin werden Familie, Elternschaft und Partnerschaft in ihren normativen Bezügen ein Stück weit dezentriert bzw. dekonstruiert (vgl. auch Schondelmayer et al. 2021). Dass eine solche Dezentrierung – in all ihrer Ambivalenz – auch gesellschaftlich opportun werden könnte, davon zeugen die aktuellen Gesetzesinitiativen der derzeit amtierenden Bundesregierung, die es neben der Ehe zwei oder mehreren Erwachsenen ermöglichen soll, eine mit noch nicht näher bestimmten Rechten und Pflichten ausgestattete sogenannte Verantwortungsgemeinschaft zu gründen – es wird abzuwarten sein, welche Entwicklung dieses Vorhaben nimmt und welche gesellschaftlichen, aber auch wissenschaftlichen Fragen sich daraus ergeben.

Im Horizont der aktuellen Forschungslandschaft lässt sich an dieser Stelle bislang nur konstatieren, dass es derzeit theoretisch noch unscharf bleibt, welche kategorialen Öffnungen für die empirische Erforschung des Wandels der privaten Lebensformen neben der Öffnung im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität zukünftig notwendig werden. Offen bleibt auch, mit welchen theoretisch begründeten Begriffen und forschungsmethodischen Zugängen sich der andauernde Wandel, aber auch die Stabilität von Lebensformen fassen lassen, wenn sich soziale und biologische Reproduktion – und die daran gebundenen Rechtsformen – noch stärker entkoppeln. Diese Fragen und damit verbunden das Ringen um grundlagentheoretisch relevante Erkenntnisse bilden das Zentrum der hier neu aufgelegten Studie. Dass sie theoretisch, methodologisch und methodisch einer heteronormativitätskritischen Perspektive folgt und damit nicht nur Neuland im kaum bearbeiteten Feld der Paarforschung betreten hat, zeigen die Würdigungen der Studie als eine grundlagentheoretische Vorarbeit in methodologischer Hinsicht (Wimbauer/Motakef 2017) und darüber hinaus als Beitrag zu einer empirisch begründeten Grundlagentheorie der Paarforschung (Spura 2014). Neben dem Einblick in die reflexive Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und forschungsbezogenen Rahmenbedingungen für diskriminierungskritische Forschung zu Beginn des 21. Jahrhunderts fordert die Studie daher die aktuelle Paar- und Geschlechterforschung dazu heraus, aus dem Schatten der mittlerweile ohnehin schon diskriminierungskritischen wissenschaftlichen Diskurse, gesellschaftlichen Normative und politischen Aktivismen zu treten und die grundlagentheoretischen Fragestellungen, Erkenntnisse und Desiderate auszuarbeiten, die den empirischen Befunden zugrunde liegen. Dies kann allerdings nur dann gelingen, wenn die erkenntnis- und selbstkritische Auseinandersetzung mit der

gesellschaftlichen Verwobenheit gerade auch der aktuellen Gegenstandsbestimmungen und Befunde weiter vorangetrieben und erkenntnisgenerierend genutzt wird. In der nun auch digital verfügbaren Wiederauflage der vorliegenden Studie sind hierzu einige Spuren gelegt, die es lohnen würde, bei der Weiterentwicklung der Theorie und Forschung zu Paarbeziehungen resp. privater Lebensformen weiterzuverfolgen.

Freiburg/Heidelberg im Juni 2022

Maja S. Maier

## Einleitung

Paarbeziehungen sind in der sozialwissenschaftlichen Forschung erst infolge des sozialen Wandels und der Pluralisierung privater Lebensformen in den Blick geraten. Dass sie für die Individuen an Bedeutung gewonnen haben, gilt in der einschlägigen Literatur inzwischen als unbestritten. Frauen und Männer verbringen, statistisch gesehen, mehr Zeit ihres Lebens in einer Paarbeziehung als früher. Während Paare in der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa dreißig (Ehe-)Jahre miteinander verbracht haben, sind es – vor allem aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung – heute etwa zwanzig Jahre mehr (Burkart/Kohli 1992: 33). Außerdem hat sich der Aufbau einer Paarbeziehung biografisch vorverlagert. Das Leben zu zweit hat sich folglich gegenüber der Familienphase zeitlich deutlich ausgedehnt. Aber nicht nur in quantitativer Hinsicht hat die Paarbeziehung zugelegt, auch für die subjektive Lebensqualität spielt das Paarsein eine zunehmend bedeutende Rolle. Paarbeziehungen bieten als Ort von Intimität und Individualität (vgl. Luhmann 1982) ein Gegengewicht zu den alltäglichen Anforderungen der sozialen und beruflichen Umwelt. Daher gilt das Leben in einer Paarbeziehung trotz der gestiegenen Trennungs- bzw. Scheidungswahrscheinlichkeit grundsätzlich als erstrebenswert. Diese Erkenntnisse haben sich in zahlreichen Studien zu heterosexuellen Paarbildungen bestätigt; dabei wurden Paare in der Regel in einem engen Bezug zur Familie erforscht. Die Etablierung einer eigenständigen Forschung zu Paarbeziehungen steht allerdings noch immer am Anfang.

Verfolgt man die Zugänge und Paradigmen der deutschsprachigen Forschung, zeigt sich schnell, dass die lange Zeit währende Nicht-Beachtung des Paares unterschiedliche Gründe hat, je nachdem, ob von heterosexuellen oder von homosexuellen Paaren die Rede ist. Es lassen sich zwei Entwicklungspfade erkennen: Der erste Pfad führt – wie oben bereits angedeutet – von der Familienforschung zur Erforschung heterosexueller Paarbeziehungen. Der zweite Pfad gestaltet sich, um bei diesem Bild zu bleiben, etwas holpriger; er führt einerseits von der sexualwissenschaftlichen Forschung zu Homosexualität zu einer von der politischen Emanzipationsbewegung inspirierten Erforschung von schwulem Leben; andererseits von der feministischen Frauenforschung und der daraus hervorgegangenen Geschlechterforschung zur Erforschung der Lebenswirklichkeit von Lesben. Eine vergleichende Untersuchung zu homo- und heterosexuellen Paarbeziehungen existiert jedoch im deutschsprachigen Raum bisher nicht. Dies ist erstaunlich, da individualisierungstheoretisch argumentierende Arbeiten homosexuelle Paarbeziehungen seit inzwischen über zehn Jahren neben heterosexuelle stellen. Begründet wird dies damit, dass sich der seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzogene Wandel des Geschlechterverhältnisses wechselseitig

unterstützend auf die Etablierung homosexueller Lebensweisen ausgewirkt habe. Da sich das allgemeine kulturelle Grundmuster von Partnerschaften verschoben habe – von einer auf Komplementarität basierenden Ehe zu einem durch Liebe gekennzeichneten intimen Zusammenleben – erübrige es sich, bei der Betrachtung von Paarbeziehungen auf die Geschlechterkonstellation abzuheben (vgl. Hoffmann et al. 1993: 197f.). Diese Erkenntnis hat bislang aber nicht dazu geführt, dass homo- und heterosexuelle Beziehungen gleichermaßen zum Gegenstand von Paarstudien werden. Mit Blick auf den Forschungsstand und auf aktuelle Veröffentlichungen entsteht sogar der Eindruck, diese Erkenntnis könnte, im Gegenteil, dazu geführt haben, dass die Erforschung von homosexuellen Paaren nun erst recht als entbehrlich betrachtet wird.

Dabei zeigt sich der lückenhafte Forschungsstand zu homosexuellen Paaren in nahezu jeder Darstellung zum Wandel privater Lebensformen. Typischerweise werden homosexuelle Paarbeziehungen in der Literatur als ein mit allen anderen Lebensformen unverbundenes Phänomen aufgeführt und z.B. als „nichtkonventionelle Lebensform“ betrachtet (Schneider et. al 1998: 12f.) oder – um ein zweites Beispiel zu nennen – wie bei Rüdiger Peuckert unter dem Fokus Sexualität gesondert, sozusagen als Abweichung, abgehandelt (Peuckert 2004: 319ff.). Lobenswert ist an dieser Stelle die Tatsache, dass homosexuelle Paarbeziehungen überhaupt erwähnt werden – dies sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die soziale Realität hierbei keinesfalls angemessen erfasst wird. Spätestens seit der gesetzlichen Verankerung der gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft zeigt sich mehr als deutlich, dass die Forschung den schwulen und lesbischen Lebensrealitäten enorm hinterherhinkt – und dies, obwohl sich die Existenz schwuler und lesbischer Paarbeziehungen seit einigen Jahren sogar in den quantitativen Daten des Mikrozensus niederschlägt. Dass eine gleichgeschlechtliche Besetzung von Paar- bzw. Familienrollen in jeder Lebensform möglich ist und durchaus auch vorkommt, bleibt im wissenschaftlichen Diskurs in der Regel unthematisiert.

Darüber hinaus entsteht der Eindruck, als sei Homosexualität nach wie vor ein Phänomen, das einen erhöhten Erklärungsbedarf erzeugt. So findet sich in der Literatur zwar meist durchgängig die Bemühung, gängige Klischees über Schwule und Lesben aus wissenschaftlicher Sicht zu widerlegen. Wenn dann aber davon die Rede ist, dass auch bei Homosexuellen „eine ausgeprägte Neigung“ zur Bildung einer Paargemeinschaft vorhanden sei, sodass inzwischen ein großer Teil eine gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft „praktiziere“ – so zum Beispiel in Peuckert (2004: 331f.) –, dann lässt sich nicht übersehen, dass der wissenschaftliche Umgang mit Homosexualität noch immer verkrampft und distanziert ist. Ungeachtet der Ursachen zeigt sich hier eine weitere Kluft: zwischen dem wissenschaftlichen Diskurs und der von weitaus größerer Unbefangenheit und damit zugleich Realitätsnähe gekennzeichneten öffentlichen und medialen Thematisierung von Homosexualität. Das beste Beispiel für diese gibt

Carsten Flöter: Seit den 1980er Jahren trägt die Figur aus der Fernsehserie „Lindenstraße“ jeden Sonntagabend dazu bei, schwules Leben in Deutschland zu veranschaulichen und den Umgang damit zu veralltäglichen. Seit einiger Zeit findet sich dort auch ein lesbisches Paar, das – inzwischen mit eigenem Kind – die öffentliche Auseinandersetzung mit Fragen rund um die so genannten „Queer Families“ angestoßen hat.

Als Desiderat kann an dieser Stelle bezeichnet werden, dass homosexuelle Paarbeziehungen zum einen stärker in die Paarforschung integriert und zum anderen, die normativen Vorstellungen, die in die Paar- und Familienforschung einfließen, einer kritischen Reflexion unterzogen werden. Die vorliegende Arbeit setzt hier an: Hetero- und homosexuelle Paare werden unter der Annahme einer in normativer und rechtlicher Hinsicht relativen Gleichstellung in den Mittelpunkt der Studie gerückt. Die vergleichende Untersuchung zielt darauf, neue Erkenntnisse über Paarbeziehungen zu generieren und die Perspektive der Paarforschung zu erweitern. Im Unterschied zu einer Paarforschung, die von einem unproblematischen, alltagstheoretischen Paarbegriff ausgeht, in den ebenso alltagstheoretische Geschlechtervorstellungen eingehen (vgl. Burkart/Koppetsch 2001: 436), fokussiert die Vergleichsstudie das Paarsein selbst: Konkret wurde die Frage bearbeitet, was das Paarsein aus der Perspektive der beiden Personen eines Paares ausmacht. Umgesetzt wurde diese Fragestellung in einem qualitativen Forschungsdesign, bei dem Beziehungserzählungen von Paaren analysiert wurden. Datengrundlage waren 48 Einzelinterviews von 24 Paaren.

Die zentrale Aufgabenstellung bestand darin, die Perspektive vorab nicht zu verengen, sondern das Forschungsdesign, also Fragestellung, Rekrutierung und Auswertung, so zu gestalten, dass homo- und heterosexuelle Paare tatsächlich unter einer Vergleichsperspektive betrachtet werden können. So wurde die Unterscheidung von gleich- und verschiedengeschlechtlichen Paarkonstellationen bei der Rekrutierung berücksichtigt, d.h. es wurden je zwölf homo- und heterosexuelle Paare befragt.<sup>5</sup> Das entscheidende Kriterium war die Selbstdefinition des Paares von sich als Paar bzw. weitergefasst: die Existenz einer Paaridentität. Äußere Bestimmungsmerkmale (Familienstand und -gründung, gemeinsamer Haushalt, sexuelle Exklusivitätsnorm, Beziehungsdauer) spielten für die Auswahl der Paare keine Rolle.

In theoretischer Hinsicht wurde einem konstruktivistischen Verständnis gefolgt, das sich von psychologischen und austauschtheoretischen Sichtweisen auf Paarbeziehungen abgrenzt und nicht auf die Individuen und ihre Dispositionen bzw. Ressourcen abstellt. Dieses Verständnis basiert auf der Überlegung, dass Paarbeziehungen eine emergente Qualität aufweisen und als eigenständige Rea-

---

5 Die heterosexuellen Paare wurden im Rahmen des von Prof. Dr. Karl Lenz geleiteten Teilprojektes „Institutionalisierungsprozesse in Zweierbeziehungen“ des DFG Sonderforschungsbereiches zu „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ interviewt.

lität betrachtet werden müssen, die sich nicht auf Eigenschaften, Merkmale oder Interaktionen der Individuen zurückführen lässt (vgl. dazu Lenz 2003a: 32). Als anschlussfähig erwies sich hierbei die institutionentheoretisch begründete Perspektive (vgl. Rehberg 2001), in der die Paarbeziehung als institutionelle Ordnung aufgefasst und die ‚historische‘ und alltägliche Herstellung dieser Ordnung, d.h. des ‚Paarseins‘ zum Gegenstand der Analyse erklärt wird (vgl. Lenz 1990; 2002a). Im Mittelpunkt der Materialanalyse standen demzufolge die Paarbildungsprozesse und damit verbunden die Fragen, wie sich die Paarbeziehungen entwickelt haben und worauf das Paarsein im weiteren Verlauf gründet.

Als methodischer Zugang wurde die Rekonstruktion von narrativer Identität gewählt (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004). Dass sich biografische Erzählungen in besonderer Weise zur Rekonstruktion von narrativ dar- und hergestellten Identitäten eignen, lässt sich hierbei auf Paare übertragen: Unter Paaridentität wird demnach die von den beiden Beziehungspersonen erzeugte und fortlaufend bestätigte gemeinsame Konstruktion von Paarsein, von Zusammengehörigkeit, gefasst. Diese entwickelt sich im Zuge der Paarbildung in Aushandlungs- und Abstimmungsprozessen und verschafft der Paarbeziehung durch die wechselseitige Selbstvergewisserung der beiden Beziehungspersonen zunehmend den Charakter einer Tatsache oder, in der institutionentheoretischen Terminologie gesprochen, einer institutionellen Ordnung. Beziehungsbiografische Erzählungen geben insofern Aufschluss über narrative Paaridentitäten.

Bei der Auswertung des Datenmaterials wurden zunächst allgemeine paarbezogene Themen fokussiert, die aus der Literatur zu Paarbeziehungen und aus dem Interviewmaterial generiert wurden. Dabei wurde die Differenz Homosexualität/Heterosexualität zunächst zurückgestellt. Konkret wurden an das Interviewmaterial im Sinne eines „undoing gender“ (vgl. Hirschauer 1994) einerseits und eines „undoing sexual identity“ andererseits (Maier 2004: 261) weder die Geschlechterdifferenz noch die sexuelle Orientierung als Analysekatoren herangetragen. Rekonstruiert wurde anhand des Interviewmaterials vielmehr, welche Ereignisse für die Beziehungsentwicklung und welche Themen für den Bestand der Beziehung aus Sicht der Paare als entscheidend betrachtet werden. Der Zugriff auf das Material folgte also der Unterscheidung zwischen einer temporalen Dimension und einer sozialen Dimension von Paaridentität. Auf diese Weise konnte eine Typologie herausgearbeitet werden, die fünf idealtypische Formen von narrativer Paaridentität umfasst. Die unterschiedlichen Typen veranschaulichen, dass sich Paarbeziehungen auf je unterschiedliche Aspekte des Beziehungslebens stützen können. An der jeweils typspezifischen Akzentuierung von einzelnen beziehungsbezogenen Bereichen und Themen wird deutlich, dass die etablierten Begriffe und Definitionen zu Paarbeziehungen die empirisch vorgefundenen vielfältigen Formen von Paarbeziehungen nicht zu erfassen vermögen. Die Typologie ermöglicht damit einen differenzierten Einblick in das Forschungsfeld und bietet den Ausgangspunkt dafür zu überprüfen, an welcher

Stelle die für Forschung selbstverständlich notwendige Standardisierung von Begrifflichkeiten und Perspektiven eine normative – und nicht zuletzt heteronormative – Wirkung entfaltet.

Eingangs wird der theoretische Zugang zur Fragestellung skizziert: Im ersten Kapitel wird zunächst nachgezeichnet, inwiefern die Perspektive der Paar- und Familienforschung eine normative Verengung beinhaltet und wie diese unter Berücksichtigung der in jüngerer Zeit auch im deutschsprachigen Raum stärker rezipierten Queer Theory überwunden werden kann. Deutlich wird in diesem Zusammenhang, dass bereits die Definition des Gegenstandes modifiziert werden muss, wenn nicht ein breites Spektrum von Paarbeziehungen von vornherein ausgeschlossen werden soll. Als zentrales Merkmal einer Paarbeziehung wird daher die Existenz einer Paaridentität bestimmt. Woran sich die Paaridentität im Beziehungsalltag von Paaren zeigt und in welchen nicht-narrativen Formen sie sich ausdrückt, wird sodann ausführlich beschrieben. Der zweite Teil des Kapitels widmet sich der theoretischen Verortung einer Analyse von narrativer Paaridentität. Die Perspektive auf Paarbeziehungen wird mit Hilfe konstruktivistischer, institutionentheoretischer und identitätstheoretischer Sichtweisen konkretisiert. In ihrer Überschneidung, aber auch durch die spezifische Akzentuierung der einzelnen theoretischen Anknüpfungspunkte lässt sich narrative Paaridentität als Forschungsgegenstand fassen. Im Anschluss werden die methodologischen Überlegungen, die der Rekonstruktion von narrativer Paaridentität zugrunde liegen, ausgeführt: Geklärt wird dabei zum einen, inwiefern sich beziehungsbiografische qualitative Interviews für die Rekonstruktion von Paaridentitäten eignen und zum anderen, weshalb die Dimensionierung narrativer Identität in temporaler und sozialer Hinsicht auch die Rekonstruktion auf der Paarebene zu strukturieren vermag. Im dritten Teil wird schließlich die methodische Vorgehensweise der Studie in knapper Form dargestellt.

Im zweiten Kapitel stehen die empirischen Ergebnisse im Mittelpunkt. Wie für qualitative Untersuchungen üblich, nimmt diese Präsentation einen besonders großen Raum ein: Jede der fünf idealtypischen Konstruktionen von Paaridentität wird in einem eigenen Unterkapitel vorgestellt. Die Paaridentitäten werden dabei unter Einbezug einzelner Paare in ihrer temporalen und sozialen Dimension rekonstruiert. Abschließend werden die zentralen Merkmale der Paaridentität eines jeden Typs zusammenfassend dargestellt und ein typinterner Vergleich von homosexuellen und heterosexuellen Paaren vorgenommen. Vorab kann schon gesagt werden, dass es keinen Typ „homosexuelle Paaridentität“ gibt. Die homo- und heterosexuellen Paare verteilen sich auf alle Typen – mit einer Ausnahme: zu einem Typ gehören nur heterosexuelle Paare.

Auf die klassische Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse wird zugunsten einer Einbettung und Reflexion der Befunde verzichtet. Das dritte Kapitel widmet sich der Diskussion der Ergebnisse, die auf eine Erweiterung der Perspektive der sozialwissenschaftlichen Paarforschung zielt. Dabei werden zu-

nächst die Leistungen des Konzepts der narrativen Paaridentität ausgelotet: Um die Reichweite der Typologie präzisieren zu können, werden die Variationsbreite der Typen skizziert und die Möglichkeiten eines Typwechsels durchgespielt. In einem zweiten Abschnitt werden die Einzeltypen auf die ihnen immanenten Formen der Reduktion gesellschaftlicher Komplexität hin befragt. Hierbei zeigen sich unterschiedliche Umgangsweisen mit den unter den Bedingungen von Individualisierung und Pluralisierung gesteigerten Wahlmöglichkeiten, die Anschlussmöglichkeiten für die zukünftige Forschung bieten können.

Die empirischen Befunde werden schließlich zur Reflexion der heteronormativen Annahmen über Paarbeziehungen genutzt: Dazu wird der typinterne Vergleich von homosexuellen und heterosexuellen Paaren auf die Gesamtgruppe ausgedehnt. Die zentrale Herausforderung besteht hierbei darin, zwei Gruppen zu vergleichen, die Normalität bzw. Abweichung repräsentieren, ohne diese Zuschreibungen zu reproduzieren und damit zu zementieren. Es wurde deshalb eine Strategie gewählt, die darauf zielt, scheinbar offensichtliche, an die Annahme einer Geschlechterdifferenz geknüpfte Unterschiede zwischen heterosexuellen und homosexuellen Paaren sowie zwischen schwulen und lesbischen Beziehungen kritisch zu hinterfragen und im Zuge dessen die normativen Annahmen im Hinblick auf die Differenzen Homosexualität/Heterosexualität und Frauen/Männer sichtbar zu machen. Üblicherweise als Ausdruck einer Abweichung wahrgenommen, werden die Besonderheiten der Institutionalisierungsprozesse bei homosexuellen Paarbeziehungen als Ausdruck von Normalität betrachtet – interessanterweise erscheinen die heterosexuellen Paarbeziehungen in dieser Perspektive dann teilweise beinahe als defizitär. Auf diese Weise zeigen sich die normativen Vorstellungen, die schließlich auch die Ausgrenzung abweichender heterosexueller Beziehungen bzw. Lebensformen bewirken, erst als solche und der Diskurs über Paare und Familie erfährt eine Erweiterung.